

Horst Eckert, Elisabeth Esch u. a.

DÜSSELDORF LINKSRHEINISCH

Geschichten von der linken Sitt



Wieder einmal geschafft! Endlich Feierabend. Noch schnell die fünfzehn Minuten mit der U 76 und nach Hause. Eine Instant-Misosuppe, etwas von dem vorgekochten Reis und sein Lieblingsprogramm im Fernsehen: Stefan Raab. Mit ihm lernte er Deutsch. Zwar begriff er nicht immer, worüber die Typen eigentlich lachten, aber der blonde Blödel mit seinem überbreiten Grinsen war beinahe genauso unterhaltsam wie die Gameshows im japanischen Fernsehen.

Junichi lernte mit dem Fernsehen recht gut. Mittlerweile konnte er sogar einige Gesprächsfetzen der Leute in der Bahn verstehen und sämtliche Schilder lesen.

Eigentlich unterschied sich das S-Bahn-Fahren hier in Düsseldorf in nichts vom Bahnfahren in seiner Heimatstadt Tokio. Die Geräusche, die Gerüche, das Gedränge, fliegende Hände auf der Suche nach einem Halt, wenn die Bahn ruckartig bremste, alles war gleich.

Nein, nicht alles. Junichi blinzelte in den vom gelben Licht erhellten Waggon, in dem alle so aussahen, als hätten sie zu viel Möhrensaft getrunken. Etwas war hier tatsächlich anders. Die Menschen in Deutschland waren bunter. Etwas an ihnen war bunter. Junichi blickte auf die Haare. Hier sah er einen blonden Schopf, da einen brünetten Schwall Locken und dort sogar einen erfrischenden Tupfer Rot. In Japan waren alle schwarz; ein Meer aus schwarzen Köpfen und grauen Sarariman-Anzügen, wogend in dem Labyrinth aus Straßen; eine homogene Masse, die durch eine Welt aus senkrechtem Beton und Glas quoll wie zäher Brei.

„Heerdter Sandberg“, hauchte die Stimme über ihm aus dem Lautsprecher und der Zug wurde langsamer. Noch fünf Stationen und dann musste er aussteigen. Sein Blick wanderte von der Abbildung des Streckennetzes ihm gegenüber die Sitze entlang bis zur Tür, wo der Tupfer Rot saß. Sie saß immer dort, sofern der Sitz frei war, aber das war er meistens um diese Zeit.

Er wagte es nicht lange, sie anzusehen, nur zwei, drei Sekunden lang. Fand sich schließlich zu aufdringlich und blickte wieder fort. Sie war hübsch auf ihre europäische Art. Und ihr rotes Haar – er tippte auf echtes Rot – gab ihr eine irgendwie fatale Aura. Wer sie wohl sein mochte? Das fragte er sich jedes Mal. Immer wenn er in die Bahn einstieg, war sie schon da. Wo stieg sie ein? Sie war nicht wie die anderen Fahrgäste, die müde dem späten Feierabend entgegenrollten. Sie wirkte verträumt, ja beinahe entrückt, hatte keinen i-Pod im Ohr wie sämtliche jungen Leute rund um den Globus. Sie las auch keine Zeitung oder ein Buch. Sie schaute einfach nur durch das Fenster, als blicke sie in einen anderen Kosmos.

„Lohweg“, erklang es in verführerischem Tonfall. Der Zug hielt, und sie stieg aus. Ging über den Bahnsteig und verschwand in der dunklen Straße. Es folgte das hermetische Geräusch der Türen, das Klicken der Anzeigetafel und der Zug fuhr wieder an.

Die Erinnerung an das Rot haftete an der spiegelnden Fensterscheibe wie das Karmesin auf den Lippen einer Geisha ... und wurde erst abgelöst vom ewig weißen Grinsen des Stefan Raab.

Mittwoch, 20.01 Uhr

Heute würde sie sitzen bleiben und weiterfahren! Sie musste raus. Raus aus ihrem Leben, das sie so, wie es war, nicht mehr ertrug. Sieben Stationen, fünfzehn Minuten. Einsteigen, aussteigen. Arbeiten, nach Hause kommen. Ewig das Gleiche. Ewig die stille Einsamkeit. Kein Entrinnen! Eine halbe Million Menschen lebten hier um sie herum und niemand davon war ihr Freund oder ihre Freundin.

Katrin verkrampfte ihre Hände, bis es schmerzte. Wieso war das so? Sie erinnerte sich an eine Zeit zurück, da hatte sie sich nicht einsam gefühlt. Damals, als sie zur Schule gegangen war, hatte sie Freundinnen aus derselben Klasse gehabt. Sie hatten zusammen gelacht, Musik gehört und nach den Jungen geschickt. Sie waren eine eingeschworene Clique gewesen, hatten mit unbeirrbar jugendlichem Stolz die gleichen lächerlichen Neunzigerjahre-Klamotten getragen und die Haare auf toupiert. Nur was war daraus geworden? Nach der Schule war jeder schlicht und einfach seines Weges gegangen und hatte diesen oder jenen Beruf ergriffen, war in eine andere Stadt gezogen, in ein anderes Universum eingetreten. Geblieben waren oberflächliche Telefonate, noch unverbindlichere Mails oder Postkarten von Urlaubszielen, die ähnlich fern waren wie ihre einstigen Schulkameradinnen. Wo waren das Lachen, die unzählbare Lebenslust, die Mädchenträume geblieben?

Fort.

Dafür gab es Alltag, Routine, Mutlosigkeit - sieben Stationen, fünfzehn Minuten.

Natürlich könnte sie einfach jemanden ansprechen. Es soll Leute geben, die damit sogar Erfolg haben. Oder sie könnte sich in die Kneipe am Eck zu den restlichen verlorenen Seelen setzen und ihr Leid in Altbier ertränken. Doch zu beidem fehlte ihr der Mut.

Katrin sah vom Fenster in den Gang und musterte flüchtig ihre Mitfahrer. Ihr gegenüber saß ein junges Pärchen eng umschlungen – Öl im Feuer der Sehnsucht. Dahinter ein Mann mittleren Alters in einem schicken Anzug und violetter Krawatte – eine Trendfarbe diesen Sommer. Links neben dem Pärchen kauerte inmitten einer Flut von Plastiktüten eine ältere Dame mit einem Gesicht wie Eichenrinde und schweren Ohrläppchen bis zur Schulter. Sie roch nach Einsamkeit. Schräg hinter ihr lümmelten sich zwei halbwüchsige Türken macholässig auf dem Sitz, ein Paradebeispiel für aufsässige Unsicherheit. Und dann war da noch der Asiater, der, das Gesicht ihr zugewandt, auf dem letzten Platz saß. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und beide Hände auf eine Aktenmappe auf seinen Knien gelegt. Er blickte gerade aus dem Fenster. Katrin kannte ihn. Na ja, was hieß „kennen“, er saß eben immer dort, genau wie sie. Und jetzt, da sie ihn etwas länger als gewohnt betrachtete, fiel ihr auf, dass er eigentlich recht ansprechend aussah. Wie alt er wohl sein mochte? Und wo er wohl herkam? Er stieg immer drei Stationen nach ihr in die Bahn ein, arbeitete bestimmt bei einer der vielen japanischen Firmen, die es hier in der Stadt gab. Eine andere Empfindung überkam sie. Der Platz neben ihm war frei, sie könnte

hingehen und sich einfach neben ihn setzen, ihn ansprechen. Es wäre so einfach ...

„Lohweg“, unterbrach die körperlose Frauenstimme ihren kühnen Gedanken abrupt. Katrin blinzelte den merkwürdigen Auswuchs ihrer Fantasie fort. Fünfzehn Minuten waren um. Sie nahm ihre Tasche, stand auf und stieg durch die Türen aus dem erleuchteten Innern des Waggons hinaus in das nur spärlich erhellte Dunkel des Bahnsteigs. Als der Zug hinter ihr rumpelnd fortfuhr und die Stille an seine Stelle trat, erkannte sie, dass sie es wieder nicht geschafft hatte. Und sie wusste nicht, was schlimmer war, der quälende Stich ihres Versagens oder die Einsamkeit, die drohend bei ihr zu Hause hockte wie eine Spinne in ihrem Kellerloch.

Donnerstag, 20.05 Uhr

„Sehnsucht“, dachte Junichi. Das war eine seltsam starke Empfindung, die man nur schwer kontrollieren konnte. Er blickte aus dem Fenster der U 76. Draußen im Dunkeln glitten die beleuchteten Fassaden der Läden und Cafés der Hansaallee vorbei. Er hatte Sehnsucht. Sehnsucht nach Japan, Sehnsucht nach vertrauter Umgebung, nach einem Menschen, dem er nahe sein konnte. Doch war es nicht auch genau jene Sehnsucht gewesen, die ihn hierher in dieses fremde Land und in diese fremde Stadt geführt hatte? Es war schon seltsam, wie sehr man Spielball der launischen Wogen seiner eigenen Sehnsucht war. Den einen Moment zieht es einen in die Welt hinaus und dann im nächsten wünscht man sich wieder in die Heimat zurück. Heimat. Das war dort, wo die Eltern seiner harrten wie zwei greise Eidechsen unter einem Stein. Das war dort, wo ihn ein Leben aus verstaubten Regeln, althergebrachten Konventionen und demütigen Verbeugungen erwartete. Wollte er wirklich dorthin zurück? Wollte er wirklich das prähistorische Reisstrohhut-Leben führen, das seine Eltern für ihn vorsahen? Ehe, Kinder, Arbeit, Ergebenheit bis in den Tod. Junichi seufzte und blickte auf seine Hände, die seinen Eltern am Flughafen Narita Adieu gewinkt hatten. Hände, die Türen zu einer neuen Welt aufgestoßen hatten: Deutschland.

An sich ein sehr ehrenvolles Unterfangen, bei einer hiesigen Firma zu arbeiten, und der Verdienst war auch nicht zu verachten. Doch seine Eltern waren strikt dagegen gewesen. In ihren konservativ verschleierte Augen war die verlockende Freiheit, die ihr einziger und mit unsäglichen Mühen gedillter Sprössling dort zu kosten bekommen würde – ein Feind, der ihn für eine geregelte Zukunft in Japan verderben, ja sogar zerstören würde! Wie verderbt war doch die Freiheit! Und wie süß die Sehnsucht. Er hatte sich über seine Eltern hinweggesetzt und hatte Japan verlassen. Junichi spürte einen Nadelstich bei dem Gedanken daran, wie selten er mit ihnen telefonierte. Es kamen ja ohnehin nicht mehr als väterliche Vorwürfe und mütterliches Händeringen dabei heraus. Er verdrängte die scharfen Stimmen seiner Eltern, die ihm ins Fleisch schnitten wie bewusst geführte Messer. Ihm ging es gut hier, egal was sie behaupteten. In Deutschland konnte man gut leben. Es gab jede Menge Platz, günstige Einkaufsmöglichkeiten und lockere

Umgangsformen. Der Alltag war angenehm und es gab neben der Arbeit genug Zeit für Muße. Nur eines fehlte. Eine vertraute Person. Vielleicht eine Frau. Unwillkürlich schwenkte sein Blick auf die junge rothaarige Frau. Sie saß dort, wo sie immer saß, und schwelgte durch das Fenster, ergötzte sich am Anblick eines anderen Kosmos, den nur sie sehen konnte. Dabei schien nichts sie stören zu können.

Das Licht in der Kabine flackerte, und für einen Moment sah es so aus, als blicke sie ihn durch die Spiegelung der Scheibe direkt an. Das Ganze hatte etwas so Geisterhaftes, dass sein Herzschlag stockte. Dann war der Augenblick vorbei. Peinlich berührt senkte er seinen Blick. Sie hatte es bestimmt nicht gern, so angestarrt zu werden. Aber etwas war an ihr, was ihn faszinierte. Vielleicht ihre isolierte Erhabenheit, die sie auf eine unantastbare Weise traurig wirken ließ. Aber warum sollte eine solch hübsche Frau traurig sein? Ein irrwitziger Gedanke kam ihm. Er könnte sich ja das nächste Mal zu ihr setzen, ganz zufällig, und sie ansprechen. So wie es unter Europäern üblich war. Junichi musste ein Lächeln unterdrücken, derart utopisch gewagt war diese Vorstellung für ihn. Er schielte noch einmal aus den Augenwinkeln zu ihr hinüber. Das zauberhafte Rot ihrer Haare schwebte über ihrem schmalen, blassen Gesicht im zitternden Licht der Deckenbeleuchtung. Es war Farbe, es war Sehnsucht. Er schüttelte den Kopf, noch immer über sich lachend. Nein, was denkst du dir nur? Dass ich es tatsächlich tun könnte! Morgen. Nun, dann beweise es mir. Morgen!

Bei seinem nächsten verstohlenen Blick stand die Frau auf, hielt sich kurz mit einer Hand an der Deckenstange fest, wartete, bis die Tür aufging, und stieg aus.

„Morgen!“, dachte Junichi und sah ihr nach. „Morgen, sollen fünfzehn Minuten genügen, um um eine Erfahrung reicher zu sein.“

Freitag, 20.03 Uhr

Junichi wartete auf dem Bahnsteig und trat nervös von einem Fuß auf den anderen. Sollte er tatsächlich tun, was er sich gestern selbst versprochen hatte? Unbedingt! Wenigstens einmal sollte er etwas von seiner mühsam erkämpften Freiheit nutzen und etwas wagen. Nur nicht schüchtern sein! Aber vielleicht stand sie nicht auf Asiaten? Tja, das könnte er nur herausfinden, indem er es versuchte. Also los, da kam der Zug. Quietschend hielt der Waggon vor Junichi. Er drückte auf den Türöffner. Die Türen schwangen auf und die kleine Stufe fuhr heraus. Er trat darauf und bestieg den Zug. Sein Herz klopfte ihm bis zum Hals, und er spürte Schweiß auf seiner Stirn, kaum wagte er es, auf den Platz neben der Tür zu blicken, wo sie saß. Komm schon, jetzt nicht kneifen! Steif bewegte er sich vorwärts, doch anstatt nach links abzubiegen und sich neben sie zu setzen, steuerte er auf seinen gewohnten Platz zu.

Verdammt, was tust du?

Er ließ sich nieder, legte die Aktenmappe auf seine Knie und hielt den Kopf gesenkt. Er schloss die Augen. Versager! Seine Eltern hatten recht! Er atmete

mehrmals tief ein und sah dann auf.

Natürlich saß sie dort wie immer. Den Blick aus dem Fenster gerichtet. Ihr rotes Haar leuchtete. Noch hätte er die Chance, seine Feigheit wieder auszugleichen. Er müsste nur wieder aufstehen und zu ihr gehen. Ratternd fuhr der Zug durch das Dunkel, einer beleuchteten Zeitmaschine gleich. An einer Stelle stieg man ein, fünfzehn Minuten später an einer anderen wieder aus. Aber konnte man sich auch verändern, während man in ihr fuhr?

„Rheinbahnhaus!“

Nur noch drei Stationen, dann würde sie aussteigen, dachte er wie im Fieber. Dann wäre Wochenende und er würde sie erst am Montag wiedersehen. Sein Mut würde nicht bis Montag reichen, er hatte ja nicht einmal bis zu der Schwelle der Zugtür gereicht! Tu es! Jetzt oder nie! Junichi legte das Kinn auf die Brust, sog noch einmal tief Luft ein und stieß sich dann mit den Händen am Sitzpolster ab, dabei fiel sein Blick auf das Titelblatt der Abendzeitung, die sein Gegenüber las. Da war ein Bild zu sehen. Eine Frau. Sie lächelte. Das Rot ihrer Haare konnte man bei dem grobkörnigen Schwarzweißfoto nur erahnen. Junichi las die Überschrift.

Es traf ihn wie der strafende Blick eines *Niō*, eines Tempeltorwächters, und der Schreck ging ihm durch Mark und Bein.

„*Kami!*“ war das Erste, was ihm durch den Kopf schoss. Er warf einen Blick um die Zeitung herum. Aber dort saß sie doch! Dort am Fenster. Das konnte doch nicht sein! Sein Blick huschte nervös wieder zurück auf den Artikel. Er las ihn erneut. Er war kurz und lautete:

„Heute Morgen um 10.15 Uhr stürzte sich die 29-jährige Katrin F. aus Lörick an der Station Lohweg vor die Straßenbahn. Augenzeugen berichteten, dass sie schon eine ganze Weile dort gestanden habe. Ein anderer behauptet, sie habe kurz vor ihrem Sprung bis fünfzehn gezählt und sieben Stationsnamen aufgesagt. Der Fall gibt der Polizei Rätsel auf. Warum wollte diese junge Frau, die in der Innenstadt bei einer Versicherung arbeitete, sterben? Weder in ihrer Wohnung noch an ihrem Arbeitsplatz konnte ein Abschiedsbrief gefunden werden. Auch ihre Eltern und Kollegen können keinen Aufschluss über ihre scheinbar verzweifelte Tat geben. Die Polizei bittet um sachdienliche Hinweise.“

Junichi schluckte durch seine viel zu eng gewordene Kehle. Sie war ein Kami, ein Geist, der nun ruhelos unter ihnen wandelte. Verdammt, bis in alle Ewigkeit in dieser Bahn auf diesem Platz zu sitzen, sieben Stationen, fünfzehn Minuten lang. Ein schweres Gewicht schien an seinen Eingeweiden zu ziehen, und nur mit Gewalt gelang es ihm, seinen Blick wieder zu heben.

Was er sah, war gegen jede Regel, verstieß gegen jedes Gesetz. Aber dennoch war es da. War sie da! Ein Vergleich mit dem Bild in der Zeitung war nicht nötig, es war sie, kein Zweifel. Wieder schluckte er. Sein Blick hastete unstedt einmal durch den ganzen Waggon. Konnte nur er sie sehen?